

Dieses Buch hat mich sofort berührt. Trésor, der einst präzise, tödlich, gefürchtet war und nun in den Rissen seiner Erinnerung lebt. Diese Demenz macht ihn nicht nur verletzlich, sondern tragisch. Trésor sitzt zusammen mit seinem Partner Pépé in einer Bar in Südfrankreich. Sie wissen nicht mehr, ob sie den Mord im Auftrag eines Pariser Gangoberhaupts ausgeführt haben, und begeben sich notgedrungen auf die Suche nach der Leiche. Noch ahnt er nicht, dass Pépé versucht ihm den Mord in die Schuhe zu schieben. Als Pépé verschwindet, beginnt für Trésor eine Hetzjagd und der Kampf um die eigenen Erinnerungen. Dieser Geschichte zeigt einen Menschen, der sich selbst verliert, während die Welt um ihn herum immer brutaler wird. Genau darin liegt die Kraft dieser Geschichte. Pépés Verrat trifft hart. Nicht, weil Loyalität in diesem Milieu selbstverständlich wäre, sondern weil Trésor sich an so wenig klammern kann. Wenn der beste Freund einen benutzt, um Schulden zu tilgen, wird Vertrauen zu einer tödlichen Illusion. Das südfranzösische Setting mit seinem warmen Licht und den schattigen Bars schafft einen reizvollen Kontrast zur inneren Dunkelheit. Und das Tarantino-Flair ironische Härte, lakonische Dialoge, groteske Situationen passt erstaunlich gut zu einem Helden, der gleichzeitig Täter, Opfer und Zeuge seines eigenen Zerfalls ist. Für mich ist das kein reiner Actionkrimi, sondern ein melancholisch-absurder Abgesang auf ein Leben im Schatten.

Wolfgang Franssen, Einer sollte ihm mal sagen, dass er tot ist, ars vivendi,
15.07.2026, 234 Seiten, Fr. 27.90